

Jochen Schimmang

**Der schöne Vogel
Phönix**

Roman

Edition Nautilus

Prolog 1

Eine Garnisonsstadt am Jadebusen, fern von Berlin, 1968

Ein letzter Brief, der doch nur ein vorletzter war

»Es ist dies wohl mein letzter Brief, der Dich in dem unwürdigen Dasein der Beengung und der Unfreiheit erreicht. Der Gefreite Murnau wird nicht mehr sein, die Geschichte dieser achtzehn Monate wird zu einem Kapitel, eine neue Seite wird aufgeblättert. Ich hoffe, dass die ätzende Säure der Erinnerung dieses neue Kapitel nicht beeinflusst.«

Das war der zweite Absatz des vorletzten Briefes, den mir Jensen damals im Dezember schrieb (ein paar Tage später kam dann der wirklich Letzte, um ein paar Terminfragen zu klären). Dieser Vorletzte war einer jener sieben Seiten langen Briefe, wie ich sie von Jensen, aber auch von anderen, das ganze Jahr über in unregelmäßigen Abständen bekam. Ich selbst war es, der damals für die Kompanie die Post vom Stabsgebäude holte, kurz vor der Mittagspause, und je nachdem, ob ich Post erhalten hatte oder nicht, hatte ich es eilig, in die Kompanie zurückzukommen oder redete noch eine Viertelstunde mit den Gefreiten in der Poststelle. Dieser Brief war nun einer der letzten überhaupt, die zu mir in die Kaserne kamen. Wir schrieben Dienstag, den 10. Dezember. Das Zentimetermaß in meinem Spind hatte sich auf neun Zentimeter verkürzt. »Es klingt wie eine Sage, noch ganze neun Tage.«

Das Kasernengelände war sehr ruhig in diesen Dezembertagen. Die Mehrzahl der Soldaten freute sich auf Weihnachten und den damit verbundenen Urlaub, und eine Minderheit, der anzugehören ich das Glück hatte, freute sich auf den 20. Dezember. Es war nicht die Zeit, um hektische Vor-

bereitungen zu treffen, nicht die Zeit, um ins Manöver zu ziehen oder gar in einen Krieg.

Es war das Jahr 1968, das sich dem Ende zuneigte, ein ganzes Jahr, zugebracht in einer Garnisonsstadt am Jadebusen, Hunderte von Kilometern entfernt von der Teilstadt Berlin-West, aus der mir zuweilen der Pinguin Briefe über Wasserwerfer schrieb, oder von Tübingen, von wo mich seit kurzem Jensens Briefe erreichten, oder Frankfurt am Main, wo der Professor Theodor W. Adorno einen Lehrstuhl bekleidete und der Genosse Hans-Jürgen Krahl am 27. Mai seine Römerbergrede hielt, die ich vier Jahre später in einer riesigen Wohnung in Berlin zum ersten Mal lesen sollte, als der Genosse Krahl schon tot war. Das Jahr hatte mit einem kalten Winter begonnen, den ich größtenteils im Lazarett verbrachte. Etwas später hatten in Berlin und anderswo Autos gebrannt, die die *Bild*-Zeitung und andere Druckerezeugnisse an die Verkaufsstellen bringen sollten, und im Mai, als ich wieder, diesmal mit frisch herausgenommenen Mandeln, im Lazarett lag, war Manchester United Europameister geworden, und in Frankreich gab es den größten Generalstreik der Geschichte. Im Juli hatte ich mit meinem Freund Günter, der mit mir zusammen das Geschäftszimmer der 5. Kompanie besetzte, einen melancholischen und teuren Urlaub in Kopenhagen verbracht, und einen Monat später waren Truppen des Warschauer Pakts in die CSSR einmarschiert. Im Herbst gab es einige Unstimmigkeiten zwischen meinen Vorgesetzten und mir, alkoholbegünstigte Ausbruchsversuche, und danach wurde ich sehr friedlich, zählte die Tage und verkürzte jeden Morgen mein Zentimetermaß um einen Zentimeter. Jetzt lohnte es sich beinahe nicht mehr, täglich zur Schere zu greifen, wo schon meine zehn Finger genügten, um die Situation zu quantifizieren. Ich ging meine letzten Dienstwege, noch fast täglich zur Poststelle, das Jahr ging dem Ende zu, und Jensen gab also brieflich seiner Hoffnung Ausdruck, die ätzende Säure der Erinnerung möge meine Zukunft nicht beeinflussen.

Es gibt sie aber, die Erinnerung, wenn auch nicht als ätzende Säure. Jensen neigte damals in seinen Briefen teilweise zu sehr bildhaften Ausdrücken.

Es war ein verlorenes und ein gewonnenes Jahr, zwei Jahre in einem. Das Jahr, das ich verlor, spielte sich um mich herum ab, in dieser Kleinstadt am Jadebusen, vierzehntausend Einwohner, davon ein hoher Prozentsatz an Soldaten. Von den wenigen Ausbruchversuchen abgesehen, versah ich mit einer an Verbissenheit grenzenden Gleichförmigkeit meinen Dienst. Mir oblag insbesondere die Bearbeitung von Schadensfällen, die monatliche Meldung von Ist- und Soll-Stärke an den Stab, die periodische Anforderung von Büromaterial, die Postabholung vormittags und nachmittags, das Sortieren der Post, ein Teil des täglich abzuwickelnden Schriftverkehrs, und auch bei der Führung der Urlaubskartei, dieser wichtigsten aller Aufgaben, half ich mit; das alles für einen Sold von am Ende vier Mark fünf und zwanzig am Tag, dazu freie Unterkunft und Verpflegung. Vierteljährlich gab es Entlassungen, und ich bearbeitete die Entlassungspapiere, eine Arbeit, die zum Teil ohne Überstunden nicht zu bewältigen war. Am Entlassungstag gab es massenhaft billigen Weinbrand und noch billigeren Korn, und ab und zu tauchte eine Flasche Sekt auf. Für jeden, bei dem ich nicht mitgetrunken hätte, wäre es eine Beleidigung gewesen, also trank ich, nebenher noch immer mit Entlassungspapieren beschäftigt, in die mit dem Fortschreiten des Tages eine immer größere Unordnung geriet, in der allein Günter und ich uns noch sicher bewegten und die allein wir zum schließlich doch noch guten, ordnungsgemäßen Ende brachten.

Fast jedes Wochenende fuhr ich nach Hause, am frühen Freitagabend, sechzig Kilometer weiter westlich in eine ostfriesische Kleinstadt, um für zwei Nächte mal wieder in einem Bett zu schlafen, das diesen Namen verdiente, und an zwei Tagen ein Mittagessen serviert zu bekommen, das mit dem Kantinenessen, das wir bekamen, höchstens ein-

mal den Namen gemein hatte. Am Sonntagabend ging es zurück, und am Montagmorgen, während draußen direkt vor unseren Fenstern der Morgenappell stattfand, tauchten Günter und ich die ersten Teebeutel des Tages ins heiße Wasser. Das Geschäftszimmer musste immer besetzt sein während des Dienstes, und so hatten wir beide das einzigartige Privileg, niemals draußen in Reih und Glied stehen und frieren zu müssen.

Allerdings hatten wir unter anderen Problemen zu leiden. Die Funktion dessen, was man im wahrhaft sachlichen Jargon von Arbeitgebern eine Schreibkraft nennt, erfüllte bei uns eine ältere Dame, die gegen jeden Versuch, das Geschäftszimmer zu lüften, allergisch war und laut protestierte. So versahen wir unseren Dienst im Sommer wie im Winter unter einer fest aufsitzenden Dunstglocke, in der sich kalte Asche, Schweiß, nasse Uniformjacken, verbrauchte Teebeutel, Wolkenlandschaften von Aktenstaub und der Geruch von Kohlepapier festsetzten. Unsere einzige Rettung war, dass dieses Fräulein Schmidt, und der Name ist nicht erfunden, eine halbe Stunde früher Feierabend hatte als wir (wir hatten überhaupt nie Feierabend: wir hatten Dienstschluss), sodass wir gleich nach ihrem allabendlichen Abschied die Dunstglocke anhoben, die Fenster weit auf-rissen, um wenigstens einen Teil der Luft hereinzulassen, die tagsüber an geschlossenen Fenstern abgeprallt war.

Unsere Aufgaben sind damit nur ansatzweise beschrieben. Wir hatten noch andere wichtige Funktionen. Jeden Tag geschah es mehrmals, dass jemand ins Geschäftszimmer kam, uns vertraulich an die Theke winkte und leise fragte, wie er denn gerade in Stimmung sei, der Spieß, ein knubbliger kleiner, nicht unfreundlicher Mann aus dem südlichen Niedersachsen, der allerdings Stimmungen sehr ausgesetzt war, oder gar der Chef, ein choleraischer Kettenraucher aus Bayern, dessen Schwankungen zwischen einer bemerkenswerten Sensibilität und totaler Unempfindlichkeit nach-zuzeichnen und richtig einzuschätzen viel Erfahrung erforderte. Diese Erfahrung hatten nur wir. Wir waren die

Seismografen, die jeder befragte, bevor er zu einem Bittgang ansetzte. Unser Rat galt etwas: Du kannst (Sie können) rein, die Lage ist günstig, oder: Ich würde lieber bis heute Nachmittag warten. Natürlich ging es fast ausschließlich um Urlaub. Auf der militärischen Ebene, über die ich hier berichte, geht es selten um etwas anderes.

Mir oblag hauptsächlich die Bearbeitung von Schadensfällen; das hört sich sehr harmlos an. Aber ein Schadensfall, das ist der Verlust einer Arbeitsmütze für 2,65 DM (Preis 1968) bei irgendeinem Nachtmarsch, ein jährlich sich dutzendfach wiederholender Vorgang, abgetan mit einer Verlustmeldung, einer kurzen Beschreibung des Vorgangs, dem Ausfüllen eines standardisierten Formulars und dem Herausuchen der entsprechenden Versorgungsnummer (unter: Arbeitsmütze, oliv); das ist aber auch die erhebliche und schuldhafte Beschädigung eines Panzers, bei der es um eine fünfstellige Summe geht. In einem solchen Fall bedarf es einer wirklich kühnen Phantasie und einer nicht geringen belletristischen Begabung, um, zum Vorteil des Betroffenen, den Vorgang glaubhaft so darzustellen, wie er sich nicht ereignet hat. Niemand soll sagen, der Gefreite Murnau hätte nicht in jenem Jahr 1968 an seinem Stahlschreibtisch zuweilen sehr komplizierte Aufgaben zu bewältigen gehabt. Es waren Aufgaben, von denen die meisten sich nichts träumen ließen, wenn sie ihn dort – die Anthrazitkrawatte wie immer unordentlich um den Kragen des blauen Uniformhemdes gewürgt, gedankenverloren über eine Akte gebeugt sahen, während seine rechte Hand fast zärtlich einen Teebeutel in einer Tasse heißen Wassers bewegte.

*Ein Frühstück im Offizierskasino.
Wichtige Nachrichten aus Westberlin*

Während all der Zeit las ich. Ich las abends nach Dienstschluss, nachdem ich mich geduscht hatte, wenn ich nicht gerade mit anderen in eine Kneipe ging, ich las in jeder

Minute, die ich tagsüber im Geschäftszimmer für mich zur Verfügung hatte; ich las in der Mittagspause und sogar morgens vor dem Frühstück, unmittelbar nach dem scheußlichen Wecken um halb sechs. Nie zuvor und nie nachher habe ich so intensiv und viel gelesen wie in jener Zeit, die fürs Lesen nicht gemacht war.

Lesen war mein Widerstand. Lesen war die Höhle, die Wärme, die Identität. Ich las in Situationen, in denen ich heute nicht mehr lesen könnte, etwa, wenn um mich herum ein Lärmteppich aus Radio, Streit, Stiefelputzen und knarrenden Spindtüren sich ausbreitete.

Und ich lebte die Bücher, die ich las. Ich erfuhr und lebte, indem ich las, gleichzeitig ein ganz anderes Jahr 1968 als das, in das ich täglich eingespannt war. Es war ein Jahr, das sich in demselben Staat ereignete, der mich zum Militärdienst eingezogen hatte, und doch waren die Wellen, die diese Ereignisse schlugen, immer schon lange verebbt, ehe sie den Jadebusen erreicht hatten. Nur Zeitungen und Bücher berichteten davon, die Briefe, die mir der Pinguin aus Berlin schrieb. Die Identität, die das Lesen war, war eine unruhige Identität. Ich war dabei, bei dem was passierte, aber ich konnte nicht teilnehmen. Ich war dabei, aber man sah mich nicht, und darunter, dass ich dabei war und doch nicht dabei sein konnte, litt ich. Ich war getrennt von meinen Genossen, ich kannte sie nicht einmal, und was fast noch schlimmer war, sie kannten mich nicht. Es musste doch wenigstens einige geben unter ihnen, die ahnten, dass in jenen Monaten in einer Kaserne in Nordwestdeutschland jemand auf derselben Seite kämpfte wie sie, obwohl er nur seinen Dienst tat, der hauptsächlich in der Bearbeitung von Schadensfällen bestand. Aber diese, die es geben musste, erreichten mich nicht, und ich erreichte sie nicht. So waren es einzig die Zeitungen und Bücher, die uns verbanden, ohne dass wir voneinander wussten. Lesen war die Höhle, die Wärme, die Identität. Es war das andere, das gewonnene Jahr 1968.

Bei der Einteilung der Wach- und anderen Dienste in den Ostertagen 1968 kam sogar der Gefreite Murnau an die Reihe, und das war schon eine Seltenheit. Das unausgesprochene Privileg, mit solchen Diensten nicht behelligt zu werden, war über Ostern nicht durchzuhalten. Aber auch da gab es natürlich günstige und weniger günstige Termine und Aufgaben, und fast ebenso natürlich wurde ich den günstigen zugeschlagen. Ich habe nicht selbst daran gedreht, ich verhielt mich nur ruhig und unauffällig, in der völligen Gewissheit, dass dann alles gut für mich ablaufen würde.

So trat ich am Karfreitagmorgen meinen Dienst als LvD an, neben mir als OvD einen Fähnrich, mit dem ich mich sehr gut verstand. Ich muss diese Abkürzungen erklären. Sie entstammen dem beinahe unerschöpflichen Arsenal an Abkürzungen für Funktionen, Dienstgrade, Materialien, persönliche Ausrüstungsgegenstände, Waffen und Fahrzeuge, über das, natürlich mit vielen feinen Varianten, vermutlich alle Armeen der Welt verfügen.

Ich fange nicht bei mir an, sondern bei diesem Fähnrich Weiß. Er übte nun also am Karfreitag die Funktion des OvD aus: Offizier vom Dienst hieß das und bedeutete, dass er für 24 Stunden der Chef der Kaserne war. Unter anderem hatte er die Wachablösung abzunehmen. Ich stand ihm zur Seite als Läufer vom Dienst. Theoretisch hätte er mich aus gegebenem Anlass und natürlich auch ohne den hierhin und dorthin hetzen können. In Wahrheit aber war der LvD ein sehr beliebter Wachdienst, weil bekannt war, dass niemand in der ganzen Kaserne so wenig läuft wie der Läufer vom Dienst. Es war eine ganz und gar sitzende Beschäftigung, die ich auszuüben hatte. Zudem war an einem Tag wie Karfreitag keine Aufregung zu erwarten. Wir richteten uns auf einen ruhigen Tag und eine noch ruhigere Nacht ein und freuten uns auf die freien Ostertage.

Wir saßen in einem kleinen Verschlag am Eingang des Stabsgebäudes, der mit einem Schreibtisch, einem Telefon und zwei Betten ausgerüstet war. Lesen war Wärme, also las ich aus der Bestsellerliste des *Spiegel* Mager/Spinnarke

Was wollen die Studenten?, ein Taschenbuch, das damals Fischer mit gutem Gespür für die Marktlage in Umlauf gebracht hatte. Es war ruhig, der Fähnrich Weiß machte ab und zu einen Rundgang, aber mehr, um sich die Beine zu vertreten, kam dann zurück und unterhielt sich ab und zu mit mir. Es passierte nichts.

Aber es war schon etwas passiert, in jener Welt, die das andere Jahr 1968 beherbergte.

Gegen Mittag kam ein Oberstabsfeldwebel, ein freundlicher Berliner, an unserem Verschlag vorbei, auf dem direkten Weg in seinen Osterurlaub, wechselte ein paar freundliche Worte mit uns und sagte am Ende:

»Haben Sie schon gehört, den Dutschke haben sie...«

»Ja, habe ich schon gehört«, sagte der Fähnrich.

Nur ich hatte nicht gehört. Weder am Abend zuvor noch am frühen Morgen hatte ich Radio gehört. Zeitungen gibt es nicht am Karfreitag. Ich musste also nachfragen, war wieder einmal nicht dabei gewesen, nicht einmal übers Radio.

Ich musste mir also vom Fähnrich Weiß erzählen lassen, was passiert war. In Berlin war am Tag zuvor ein junger Mann, Josef Bachmann mit Namen, auf Rudi Dutschke zugegangen, der gerade sein Fahrrad bestiegen hatte, und hatte ihn gefragt, ob er Rudi Dutschke sei. Rudi Dutschke hatte das nicht abgestritten. Daraufhin hatte Bachmann dreimal auf Dutschke geschossen, ihn schwer verletzt und war dann geflüchtet. Die Polizei räucherte ihn später aus einer Baustelle mit Tränengas heraus. Dutschke wurde ins Krankenhaus gebracht. Mehr wusste der Fähnrich Weiß auch noch nicht. Er verließ den Verschlag, ließ mich allein, und ich kehrte zurück zu den Büchern.

»In Berlin ist einiges los«, sagte der Fähnrich, als er zurückkam. Er hatte im Offizierskasino Radio gehört. »Es sind allerhand Leute auf der Straße, und sie versuchen, das Springerhochhaus zu stürmen.«

Es gab für keinen von uns beiden Schwierigkeiten zu verstehen, warum ausgerechnet Springer zum Angriffsziel

wurde. Der Zusammenhang war uns so klar, dass es überflüssig war, darüber zu sprechen.

Ich ging zum Abendessen, dem einzigen Essen, das man in der Kantine noch mit einem gewissen Genuss zu sich nehmen konnte, und trank anschließend ein Bier (es war nirgendwo klar ausgesprochen, dass man im Dienst nichts trinken durfte). Als ich zum Stabsgebäude zurückging, auf leichten Umwegen, gewissermaßen um einen Spaziergang zu machen, ging die Aprilsonne unter. Das Kasernengelände lag sehr leer und schläfrig in der untergehenden Sonne.

Wir waren gut ausgeschlafen, als wir am nächsten Morgen abgelöst wurden. Wir duschten, packten unsere Reisetaschen, und der Fähnrich sagte:

»Jetzt wollen wir frühstücken.«

Wir gingen zu seinem Auto, fuhren die dreihundert Meter zum Offizierskasino und bestellten ein ausgezeichnetes Frühstück für zwei Personen. Der Fähnrich Weiß zahlte. Die Aprilsonne schien wieder, und der Fähnrich fuhr mich bis nach Oldenburg zum Hauptbahnhof, wo ich den nächsten Zug nach Hause nahm. Wir sprachen wenig während der Fahrt. Es war ein friedlicher Morgen.

Übers Wochenende gingen dann sehr unruhige Bilder über den Fernsehschirm. Ich sah brennende Autos, Wasserwerfer im Einsatz und auch prügelnde und tretende Polizisten. Diese Bilder kamen nicht aus Südamerika, Italien oder Berkeley. Solche Entfernungen waren nicht nötig gewesen. Man hatte sie in Berlin, Frankfurt und München bekommen können. Zur gleichen Zeit drückten der Kanzler, der Bundespräsident, der Regierende Bürgermeister und viele andere ihr Bedauern aus. Der Justizminister Heinemann sprach an einem der Ostertage direkt im Fernsehen. Er sprach davon, dass wir alle vor einer schweren Bewährungsprobe stünden und dass Besinnung vonnöten sei, dass außerdem, und das vor allem anderen, Gewalt kein Mittel sei, um berechtigter Empörung Ausdruck zu geben. Derweil wurde in Berlin, in

Frankfurt, in München und anderswo weiterhin die beachtliche Ausrüstung der Polizei erprobt. Endlich kam auch einmal wieder die berittene Polizei zu ihrem Recht. Schon wenige Tage später erfand man für diese Vorgänge den Ausdruck von den Osterunruhen. Was da vor sich ging, hatte zwar Wochen zuvor noch keiner für möglich gehalten, aber nach den Gründen wurde nicht gefragt, denn es gab schon eine ausgezeichnete Erklärung: Es handelte sich um ein Generationenproblem.

Gaus: »Warum treten Sie aus der Politik nicht aus? Wäre das nicht ein größeres Mitleid mit den armen Teufeln, mit den Menschen, für die Sie so schreckliche Zeiten heraufkommen sehen? Warum sagen Sie nicht: Wir können es nicht ändern, lass es doch laufen!«

Dutschke: »Aber wir können es ja ändern! Wir sind nicht hoffnungslose Idioten der Geschichte, die unfähig sind, ihr eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen. Das haben sie uns jahrhundertlang eingeredet.« (Zu Protokoll – Rudi Dutschke. Gespräch zwischen Günter Gaus und Rudi Dutschke, ARD, ausgestrahlt am 3. Dezember 1967.)

»Gewalt aber ist indiskutabel«, hatte Jensen geschrieben, »schon weil sie keine Chancen hat.«

Sein Brief hatte mich am Gründonnerstag erreicht, vielleicht ein paar Stunden, bevor die Schüsse auf dem Kurfürstendamm fielen. Ich hatte ihn unwillig zweimal gelesen und ihn den ganzen Karfreitag lang in meinem Verschlag nicht angerührt. Über diesen Brief würde noch zu reden sein.

Am Ostersonntag saßen dann Jensen, Pappler und ich in unserer Stammkneipe, einer ruhigen, soliden Kneipe mit Hotelbetrieb, deren Wirt ein Bein leicht nachzog und immer sehr freundlich zu uns war. Wir waren früh da, und die Aprilsonne dieser Ostertage 1968 schien durch die großen Glasscheiben, die die ganze Höhe des Raumes einnahmen, auf unseren Tisch. Ich bemerkte von all dem nichts. Ich

redete. Ich ließ selber kaum jemanden zu Wort kommen. Wenn Jensen oder Pappler sprachen, überlegte ich mir schon, wie ich ihre Argumente zu widerlegen hatte. Ich redete. Ich war dabei, auch wenn ich nicht dabei gewesen war. Ich redete, was ich gelesen und gehört hatte. »Gewalt gegen Sachen und Gewalt gegen Menschen ist zweierlei. Die Gewalt, die ihr angreift, ihr Liberalen, ist doch nur die ohnmächtige Gegengewalt derer, die zuerst Gewalt an sich erfahren haben: die Gewalt einer Manipulationsmaschine mit Millionenaufgabe: die Gewalt des großen Geldes: die hinterlistige Gewalt einer Scheindemokratie. Die Spielregeln dieser Scheindemokratie müssen wir durch den antiautoritären Protest durchbrechen, durch die gezielte antiautoritäre Provokation. Indem die Studenten von Aktion zu Aktion fortschreiten, werden sie sich klar darüber, was sie wollen. Es ist nicht der Zeitpunkt, Programme zu wollen. Es ist der Zeitpunkt für die Aktion.« Und immer so weiter. Ich war ein giftiger kleiner Zwerg mit unangenehmen Angewohnheiten, so zum Beispiel, die anderen rigoros zu unterbrechen (ich dachte: wenn du jetzt nicht sagst, was dir eingefallen ist, hast du es gleich wieder vergessen), und einzig die Tatsache, dass ich bei der Bundeswehr war, in einer wenig angenehmen Situation also, verschaffte mir bei Jensen und Pappler mildernde Umstände.

Bald darauf antwortete der Pinguin aus Berlin auf einen Brief von mir:

»Dein Brief war in allen Teilen, in denen Du von Dir und Deiner Entwicklung schreibst, sehr gut und einleuchtend; aber gerade in der Beantwortung der Frage, was für Dich Revolution bedeute, fand ich einen Text, den ich mir aus zwei, drei SDS-Papers wörtlich genauso zusammensetzen kann.«

Ja. So muss das Ostergespräch für Jensen und Pappler gewesen sein. Ich schrieb und ich redete, was ich gelesen und gehört hatte. Ich zitierte. Ich empfand auch, was ich zitierte. Es war doch meine einzige Möglichkeit, dabei zu sein.

(Dieser Brief des Pinguins enthielt auch einen sehr schönen Satz, aber den wusste ich erst Jahre später beim Wiederlesen zu würdigen: In den Sommerferien, schrieb der Pinguin, arbeite ich auf Juist als Gehilfe im Küstenmuseum, darf unter anderem einen zahmen Seehund füttern und verdiene auch noch Geld.)

Am Abend des Ostermontags, was sollte ich anderes tun, fuhr ich zurück an den Jadebusen. Im Zug, natürlich, las ich. Ab und zu legte ich das Buch – es war der Text- und Fotoband von Bernard Larsson *Demonstrationen. Ein Berliner Modell* – beiseite und dachte an unser Ostergespräch. Mir fiel einiges ein, was ich noch hätte sagen sollen und was vielleicht zu einem anderen Verlauf des Gesprächs geführt hätte.

Das waren meine privaten Osterunruhen 1968.

Rostruper Mai

An der Hauptdurchgangsstraße von Ostfriesland nach Oldenburg, nicht mehr weit von Oldenburg entfernt, liegt Bad Zwischenahn, und nördlich von Bad Zwischenahn liegt das Zwischenahner Meer, ein Binnenmeer von beachtlicher Größe, dem es hauptsächlich zu verdanken ist, dass Zwischenahn sich Bad Zwischenahn nennen kann und zu nicht unerheblichen Anteilen vom Fremdenverkehr lebt. Direkt angrenzend an den See, in einem Ort, der Rostrup heißt, liegt ein großes Bundeswehrlazarett.

Es war nicht mehr länger aufzuschieben: Meine Mandeln mussten herausgenommen werden. Selbst der Bataillonsarzt, der hauptberuflich eine Praxis als Kinderarzt betrieb und als Vertragsarzt jeden Morgen in die Kaserne kam, sehr ungerne, denn er behielt noch während der Untersuchungen die Zigarette im Mund, selbst diese Niete also (ein Urteil, mit dem ich keineswegs allein stand) befürwortete die baldige Operation. Dazu musste ich nach Rostrup, und bevor ich dorthin kam, wurde ich »zur Beobachtung« ins Kranken-

revier unserer Kaserne eingewiesen. Es war ein ruhiges Leben. Einige Male am Tag wurde die Temperatur gemessen, zweimal während meines Aufenthalts wurde mir Blut entnommen, sonst aber konnte ich, zwar nicht offiziell, aber doch mit geheimem Einverständnis der Sanitäter, die die eigentlichen Herrscher des Reviers waren, auf dem Kasernengelände spazieren gehen oder mich mit Bekannten in der Kantine unterhalten. Viel Zeit verbrachte ich im Bett, holte versäumten Schlaf vergangener Wochen nach und las abwechselnd in dem Band von Bergmann/Dutschke/Lefèvre//Rabehl *Rebellion der Studenten oder Die neue Opposition*, der gerade erschienen war, und in einer Auswahl von Majakowskis Gedichten. Abends, wenn das Revier sich geleert hatte und nur die Patienten und die jeweils diensthabenden Sanitäter anwesend waren, fand sich eine egalitäre Gemeinschaft von Therapeuten und Patienten um den Fernsehapparat vereint. Es war schönes Wetter in diesen Tagen, die Maisonne ließ sich viel Zeit, ehe sie abends verschwand, und alles schien sehr friedlich.

Im Fernsehen gab es allerdings Bilder von ganz anderer Art zu sehen. Sie kamen diesmal aus Paris. Zuerst waren es nur Nachrichten, dann aber sahen wir in der Tagesschau die Truppen der CRS gegen Studenten vorgehen, im Massenangriff, sahen brennende Autos, Tränengasnebel und Barrikaden. Damals sah ich zum ersten Mal überhaupt, was das war: eine Barrikade.

Erklärt wurde nichts. Man begnügte sich damit, einige sehr unruhige Bilder mit vielen Schnitten zu zeigen und ein paar Worte über die Schließung der Sorbonne und ihre Folgen zu sagen. Aber man kann dem Deutschen Fernsehen natürlich nicht vorwerfen, dass es uns nicht erklärte, was auch in Frankreich selbst niemand erklären konnte und wollte. Ich selbst verstand nur, dass eine beachtliche Anzahl von Menschen sich offenkundig ohne Furcht den Angriffen einer sehr brutalen Polizeitruppe stellte, und dass fürs Erste der Kampf dieser Anzahl von Menschen bei einer noch größeren Anzahl von Menschen, die selbst nicht mitkämpf-

ten, gleichwohl Sympathie fand. Mehr konnte ich vorerst nicht verstehen, denn alles, was mir zur Verfügung stand, waren die Bilder, die das Fernsehen zeigte. Die Intensität, die Verbissenheit der Kämpfe beschäftigte mich allerdings, und tagsüber las ich Majakowskis Gedichte, als seien sie am Abend zuvor entstanden. Kurz: Etwas von den vagen, gar nicht greifbaren Hoffnungen, die in jenen ersten Tagen von Paris herüberkamen, übertrug sich auf mich. Schließlich war nicht zu vergessen: Keine Stadt war mit Revolutionen so vertraut wie Paris.

Ein paar Tage nach diesen Bildern packte ich meine Sachen und wurde in einem Jeep ins Rostruper Lazarett gefahren. Die fünf anderen, mit denen ich auf einem Zimmer lag, hatten ihre Mandeloperationen schon überstanden. Ich musste einen Zettel unterschreiben, in dem ich mich mit der Operation einverstanden erklärte und sollte gleich am kommenden Tag operiert werden. Mein Bett stand am Fenster, und in der untergehenden Sonne begann ich, meine verschiedenen Bücher durchzublättern, mal das eine anzufangen, mal das andere, ohne mich entscheiden zu können. Zur Nacht bekam ich Schmerztabletten mit zugleich beruhigender Wirkung, obwohl ich weder Schmerzen hatte noch beunruhigt war. Da ich mir die Operation konkret nicht vorstellen konnte und auch die anderen mit ihren Erzählungen bei mir keine Vorstellungen hervorriefen, beschloss ich zu glauben, dass diese Operation einfach ein Phantom sei. Ich schlief ausgezeichnet.

Die Operation sollte am nächsten Morgen stattfinden, aber am nächsten Morgen verschob man sie auf den Nachmittag. Gegen Mittag bekam ich eine Spritze in den Oberschenkel, und zehn Minuten später war ich erstmals in meinem Leben high und wurde von Minute zu Minute euphorischer. Dann wurde ich von zwei Sanitätern zur Operation geführt, was nötig war, denn ich war nicht mehr sicher genug auf den Beinen.

Nie mehr wieder. Es wird auch nie wieder nötig sein, und trotzdem: Nie mehr wieder, auch wenn es noch einmal

notwendig sein würde. Ich habe nur ein paar Bilder von der Operation, eigentlich nur eins, ein feststehendes, lang andauerndes Bild. Ich hielt die Schüssel unter mein Kinn, wie man es mir gezeigt hatte, hatte den Mund weit auf, und vor mir stand ein älterer Arzt, ich glaube, er hatte den Dienstgrad eines Majors, mit dem scherenartigen Gebilde, und würgte mich, als er versuchte, meine Mandeln herauszuholen. Es war eine schwierige Operation, der Arzt war ziemlich unwillig mit mir, ich glaube, nicht weil ich mich falsch verhielt, sondern weil ich ein so schwieriger Fall war, und ich kämpfte, alle kämpften um mein Leben: So sah ich es. Ich war dennoch davon überzeugt, dass ich sterben würde. Damals wusste ich noch nicht, dass Mandeloperationen gefährlich sind und in der Tat schon mancher dabei gestorben ist. Vermutlich war das meine Rettung, denn hätte ich es gewusst, wäre ich wohl auch gestorben: Ich hätte beschlossen, mich in die Reihe der Opfer einzugliedern.

Nach einer unendlich langen Zeit sah ich die beiden ekelhaften Dinger vor mir auf der Schüssel, wie Pfirsichkerne. Danach wurde ich zum Bett geführt und schlief sehr lange.

In den folgenden Tagen durfte ich nicht aufstehen und konnte es auch nicht. Ich bat die schon fast Genesenen, mir Zeitungen mitzubringen. Es gab einen gut sortierten Zeitungsstand im Lazarett. Wenn die Zeitungen gebracht wurden, blätterte ich sie durch, unendlich müde, und las Reizworte nach: Paris, Quartier Latin, CRS, Sud-Aviation, ORTF, Renault Flins. Ich las auch, dass inzwischen in Frankreich Millionen Menschen in den Streik getreten waren. In einzelnen Zeitungen gab es sogar Spekulationen darüber, ob das französische Regime gestürzt würde, und manche sprachen sogar von der Revolution. Es musste etwas ungeheuer Wichtiges vor sich gehen, aber ich konnte es nicht zusammenbringen: Ich war zu müde. Ich schlief zwölf oder vierzehn Stunden am Tag. Eisbeutel und Tabletten dämmten die Schmerzen ein. Meine Wunde weigerte sich, im normalen Tempo zu verheilen. Ich war auch nach

der Operation noch ein schwieriger Fall. So lag ich in einem Dämmerzustand, fähig, dann und wann Nachrichten aufzunehmen, aber unfähig, sie wirklich zu begreifen. Ich hatte nur das deutliche Bewusstsein, dass in Frankreich sehr wichtige Dinge vor sich gingen, und dass ich mir zum absolut falschen Zeitpunkt die Mandeln hatte herausnehmen lassen. Während andere, wieder andere Genossen als meine unbekanntenen Genossen aus Berlin und Frankfurt, in Paris kämpften, ließ ich in Rostrup meine störrische Wunde pflegen. Die wehrte sich mit allen Kräften sogar gegen den Brei, den ich in den ersten Tagen als einzige Nahrung bekam. Ich glaubte nicht, dass dieser Dämmerzustand noch einmal enden würde. Unter diesen Umständen war es beinahe schon perfide, auch wenn ich selbst darum bat, mich regelmäßig mit Nachrichten aus einer anderen und besseren Welt zu versorgen, die für mich unerreichbar blieb. Dies war eine Verschwörung, zweifellos, die nur demonstrieren sollte, dass ich zu schwach war, bei wenigstens einigermaßen klarem Bewusstsein die einfachsten Dinge zu ertragen, wie zum Beispiel eine Revolution.